

Angelika Hager

KERLS

Angelika Hager

KERLS

Eine Safari durch die männliche Psyche



Inhalt

#HeyYou: Ein Motivationsschreiben	7
„Wie Schiffe im Nebel“: Im Chaos der Identitätssuche	13
#MeToo-Hurricane: Die entglittene Jagd auf sexistische Saurier	47
„Will kommen“: Der Mann und seine Sexualität	91
„Was ist denn das jetzt eigentlich für dich?“: Liebe, Schmerz und das ganze Zeug	109
„Das waren doch nur Hilfeschreie“: Männer und Gewalt	140
„Am seidenen Faden“: Der Mann und seine Gefühlswelt	165
Danksagung	190
Literatur	191

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01126-6

Copyright © 2018 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sophie Gudenus

unter Verwendung einer Illustration von Michael Pleesz, www.pleesz.com

Typografische Gestaltung und Satz: Danica Schlosser, www.danicagrafik.de

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

**Für Stella und all die Männer,
denen sie noch begegnen wird**

#HeyYou: Ein Motivations schreiben

„Ich bin ja ein neuer Mann.
Also einer, der sich von diesen
Männerklischees frei gemacht hat,
also zumindest denkt,
sich davon frei gemacht zu haben.“

Aus Martin Grubers „Die wunderbare Zerstörung des Mannes“

In den Warteschlangen auf Flughäfen oder in Supermärkten vertreibe ich mir gerne die Zeit mit der Analyse von Frisuren. Vorrangig denen von Männern. Ich versuche mir vorzustellen, was die Träger mit der Fassung ihrer Haare der Menschheit mitteilen wollen. Meine Studienobjekte sind junge Männer. Die älteren müssen ja oft mit dem auskommen lernen, was ihnen die Natur übrig ließ, und tragen dann gerne einmal Schirmkappen oder Strickmützchen, denen die Aufgabe zufällt, die Hautkreise auf ihrem Hinterkopf zu kaschieren.

In der im Saft stehenden Generation setzte sich in den letzten Jahren der Knödelchen-Look in epidemieartigem Ausmaß durch. Egal ob IT-Berater, Smoothie-Barkeeper, Versicherungskeiler oder superprogressiver Turn- und Geografieprofessor – sie alle tragen ihr Haar zu einem „bun“ gezurrt, häufig auch in Kombination mit so einem nikoloartigen Rauschebart. Rein optisch wären sie irgendwo zwischen viktorianischem Wanderprediger und den Beta-Typen einer Amish-Siedlung einzuordnen. Aber ihr Styling hat natürlich einen bestimmten Symbolgehalt. Zumindest bei den Bun-Pionieren. Der Frisuren-Gag ist übrigens nicht ganz neu, der allererste Knödelchen-Typ war Buddha, in dessen Wesen die weibliche und männliche Seite in vorbildhafter Balance standen. Ein Bilderbuch-Mann also.

Der Subtext der Neo-Bunnies lautet: „Hey, ich bin nicht einer von denen, ich bin nicht wie die anderen, ich bin ein moderner Mann.“ Einer, der sich frei gemacht hat von den archaischen Klischees der Männlichkeit. Einer, der von keinerlei Kastrations-Ängsten geplagt wird, wenn er einmal einen Quinoa-Salat zaubert. Einer, der auch schon mal mit der Windeltasche über dem Arm in der Raststätte in die Frauen-Toilette huscht, um sein Baby zu wickeln. Einer, der auch schon mal ungeniert in Tränen ausbricht, wenn er ein Flüchtlingskind im roten Pullover tot an einem Mittelmeerstrand liegen sieht.

Diese Art von Männern stand auf dem Weihnachtswunschzettel des Feminismus ganz oben. Toll, dass sie endlich angekommen sind. Aber natürlich wäre es auch völlig klischeevertröckelt zu glauben, dass alle aus der Knödelchen-Fraktion so ticken. Bei vielen gilt: They go with the flow.

In diesen Warteschlangen fallen weiters die Männer mit den martialischen Frisuren auf – hinten hochgeschoren, das Haar im Bürstentrimm stramm vom Kopf abstehend, häufig begleitet von mehr Tätowierungen, als so ein Körper eigentlich vertragen kann. Das sind wahrscheinlich eher die Typen, die gerne karbonierte Spareribs essen, Glutenfreiheit für eine politische Bewegung halten und sich an das traditionelle Konzept von Virilität klammern wie Titanic-Überlebende an eine Schiffsplanke im eiskalten Atlantik.

Und natürlich auch: Modernisierungsverlierer. Abgehängt. Schwach ausgebildet. Dementsprechend zornig. *Voll zack, Oida.* „Angry white men“ nannte der US-Soziologe Michael Kimmel jene Männer, die unter die Räder der Digitalisierung, des Bildungswettkampfs, der Gutmenschheit und der Emanzipation gekommen sind. Inzwischen ist der Zorn längst nicht mehr nur weiß, sondern hat alle Hautfarben angenommen.

Häufig ziehen sich die verunsicherten Krieger heute auf Terrains zurück, in denen die Welt für sie noch scheinbar in Ordnung ist und sie zumindest die Illusion von Kontrolle haben: ins „Warcraft“-Universum auf ihrem Computer, in Mucki-

Buden, versiffte Box-Vereine, Kampfsport-Zentren und neuerdings auch in Barbershops. Plötzlich sprießen diese Institutionen abgeschotteter Männlichkeit, die einst nur in den türkisch und arabisch dominierten Vierteln der Metropolen zu finden waren, auch in den von Smoothie-Bars und veganen Eisdielen dominierten Terrains. Offensichtlich brauchen auch Hipster-Kerls Leos, zu denen Frauen keinen Zutritt haben. Die älteren, die Midlife-Kriselnden, verschanzen sich hinter ihrer Grillstation, im Hobby-Keller, markieren den Stationsvorstand ihrer Modelleisenbahnanlage oder flüchten auf einem Mountainbike in die Berge.

Zwischen diesen beiden Frisur-Antipoden, den Bunnies und den finsternen, hochgeschorenen Kriegern (jede Fußball-WM wird zu einem Catwalk solcher Typen), spielt sich das Leben ab. Und die Identitätssuche der Männer, die noch ziemlich viel vor sich haben. Dieses Spannungsfeld wollten wir mit der Illustration des „Kerls“-Covers von Michael Pleesz zeigen.

Auf ihren Identitätspirschgängen werden die Herren jeder ideologischer Herkunft natürlich begleitet von den argwöhnischen Blicken der Frauen, Misstrauensvorschuss all inclusive. Manchmal nimmt dieser Misstrauensvorschuss absurde Ausmaße an. „Was haltet ihr davon“, fragte die in ihrem Land populäre schwedische Comédienne Emma Knyckare im Winter 2017 in der größten Hitze des #MeToo-Schlagabtausches, „ein cooles Festival zu organisieren, bei dem nur Nicht-Männer willkommen sind, bis *alle* Männer gelernt haben, sich zu benehmen?“ Mittels Crowdfunding hat sie es inzwischen geschafft, ein solches männerloses Musikfestival auf die Beine zu stellen.

Doch wollen wir das? Eine von Männern entsorgte Gesellschaft? Erstens: Nein, zweitens Nein und nochmals Nein und außerdem erscheinen solche Aktionen so naiv wie „Radfahren gegen rechts“, eine Protestaktion gegen die damals neue rechtspopulistische Regierung in Österreich, bei der sich vorrangig grün orientierte Radfahrer stundenlang im Kreis be-

wegten, um ihren Unmut kundzutun. Oder das Alkoholverbot am Praterstern, einem Wiener Verkehrsknoten, wo sich Obdachlose, Junkies und Asylwerber sammeln. Zwar wird dort jetzt nicht mehr getrunken, doch in hundert Metern Entfernung geht es munter weiter – genauso oft bis zum Umfallen.

„Wir haben verloren“, erklärt Tim Robbins in Alan Balls viel gepriesener HBO-Serie „Here and Now“ und bezieht seine Resignation auf Donald Trump und die Niederlage der Demokraten. Aber natürlich passt diese Bemerkung auch auf das männliche Selbstverständnis.

Verunsicherung macht sich in allen Fraktionen und Schichten breit. Und Wut. Ein Gefühl, das, wie sattsam bekannt ist, alles nur noch schlimmer macht. Aber auch radikaler und unversöhnlicher.

Durch die Überhitzung und Hysterisierung der #MeToo-Debatte, der naturgemäß ein eigenes „Kerls“-Kapitel gewidmet ist, haben sich die Fronten noch einmal verhärtet. Wir sind alle inzwischen etwas ermüdet und entnervt von diesem Diskurs, der seit Oktober 2017 am Rotieren gehalten wird. Aber er ist natürlich immens wichtig, im historischen Rückblick möglicherweise so bedeutend wie die Erkämpfung der Fristenlösung, die Scheidungsgesetz-Reform und die Institutionalisierung von Gleichbehandlungs-Kommissionen.

„Der größte Feind des Mannes ist nicht der Feminismus, sondern er selbst“, schrieb die amerikanische Autorin Susan Faludi, die mit ihrer inzwischen zum Klassiker avancierten Bestandsaufnahme amerikanischer Männlichkeit, „Stiffed“, was mit „angeschmiert“ oder „über den Tisch gezogen“ übersetzt werden kann, 1999 das männliche Krisengebiet publizistisch eröffnete (der Titel der deutschen Ausgabe lautet „Männer – das betrogene Geschlecht“).

Bloß kein Mitleid mit Dinosauriern der Frauenverachtung wie Donald Trump oder Harvey Weinstein, aber sie verkörpern gleichzeitig auch Lehrbuchbeispiele für Faludis These.

„Der Mann ist das Problem“, sang Udo Jürgens 2014, knapp

vor seinem Tod im 81. Lebensjahr in einem seiner letzten Lieder. Er starb „Mitten im Leben“ (auch das ein Jürgens-Song) und man hatte schon vorher das Gefühl, dass er der Kunstfigur, die im weißen Bademantel noch immer in vollen Hallen vor Lebensenergie zu platzen schien, keine Schwächen und Regenerationsphasen durchgehen ließ. Ein altes Männerproblem, das Nicht-Zugeben-Können, dass es zu viel wird, dass man überfordert ist.

„Das Drama des Mannes ist“, so erklärte die Feministin und Schriftstellerin Erica Jong schon in einem 20 Jahre zurückliegenden „profil“-Interview, „dass er nicht weiß, wo die gute Männlichkeit aufhört und die schlechte beginnt. Und niemand hilft ihm dabei, es herauszufinden.“

Die jungen Menschen müssen neuerdings ihren Bewerbungen ein Motivationsschreiben beilegen, in dem sie deutlich machen sollen, warum sie genau diesen und keinen anderen Job auf dieser Welt wollen. Müsste ich ein solches Schreiben als Begleittext für dieses Buch verfassen, würde ein Satz darin lauten: „Ich möchte ihnen (den Herren) und uns (Damen) helfen, es zumindest ein bisschen herauszufinden.“

Seit 30 Jahren arbeite ich als Journalistin und empfinde diesen Job bis heute als Privileg. In kaum einer anderen Branche ist einem so viel direkter Zugang zum prallen Leben vergönnt. Außer vielleicht in der Ambulanz eines Krankenhauses. Die Erforschung der männlichen Befindlichkeiten, ihrer Bruchstellen und tektonischen Verschiebungen hat mich – auch aus ganz egoistischen, persönlichen Gründen – immer interessiert. Ich wollte mir Antworten auf Fragen holen wie:

Wieviel Tier steckt tatsächlich im Mann?

Setzt eine Erektion das Denken außer Kraft?

Warum bringen sich Männer dreimal so häufig um wie Frauen?

Was fühlen sie, wenn sie zuschlagen?

Ist die Bagger-App Tinder ihre Vorstellung eines zwischen-geschlechtlichen Paradieses?

Leiden sie an Trennungen genauso wie wir und wenn ja, warum können sie es uns nicht zeigen?

Warum verlieren Scheidungsväter so leicht den Kontakt zu ihren Kindern?

Wie erklären Mütter ihren Söhnen am besten, wie ein Mann zu sein hat?

Was sagt uns das Schweigen der Männer?

Und hatte Madame de Beauvoir recht, als sie sagte: „Niemand ist den Frauen gegenüber aggressiver oder herablassender als ein Mann, der seiner Männlichkeit nicht ganz sicher ist“?

In jedem Fall richtig liegt Sibylle Berg, als sie schrieb: „Die Steinzeit hat sich auch nicht halten können. Irgendwann setzt sich selbst bei der Spezies Mensch die Intelligenz durch – und intelligent ist es, zu erkennen, dass eine gleichberechtigte Gesellschaft in jeder Hinsicht für alle angenehmer ist.“

Ich habe Gespräche mit inhaftierten Gewalttätern, Arbeits- und Obdachlosen geführt, bin Psychiatern, Profilern, Philosophen und Psychotherapeuten auf die Nerven gegangen, versuchte mich in Väter einzufühlen, die ihre Kinder nicht mehr sehen dürfen, und wollte von meinen Freunden wissen, warum Männer häufig aus dem Leben ihrer Frauen unter (bestenfalls) Hinterlassung einer SMS einfach verschwinden.

Viele Begegnungen sind in diesem Buch (zumindest auszugsweise) versammelt. „Kerls“ ist aber kein Ratgeber – ein solcher Anspruch erschien mir zu vermessen –, sondern eine Art Reiseführer durch die neuesten Erkenntnisse im Männerland, durchmischt mit meinen journalistischen sowie privaten Erlebnissen und den neuesten Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet. Und ein bisschen sollte „Kerls“ auch eine Art Handreichung in Buchform sein: #HeyYou anstelle von #MeToo.

Es ist Zeit, dass sich beide Geschlechter wieder an den Verhandlungstisch setzen. Wenn „Kerls“ dazu einen Beitrag leisten kann, wäre das großartig.

Wien, im Sommer 2018

„Wie Schiffe im Nebel“: Im Chaos der Identitätssuche

„Du bist das Opfer deines Ikea-Instinkts.“

Edward Norton in „The Fight Club“

„Was ist das: Pinkelt im Sitzen, trinkt Biolimonade und hat keinen Sex?“

Aus der „Bild“-Zeitung

„Das Wort Versager trifft ja auch nur auf Männer zu. Versagerin hört man nie.“

Aus Martin Grubers „Die wunderbare Zerstörung des Mannes“

Auf der Bühne seines aktionstheater ensembles hat Martin Gruber sechs Männer versammelt. Der Vorarlberger Theatermacher, der mit seiner Truppe seit Jahrzehnten zu einem verlässlichen Seismografen gesellschaftspolitischer Verschiebungen und Bruchstellen geworden ist, hat sich im Frühling 2018 mit dieser Arbeit tief in die Verunsicherungen und Ängste von Männern gegraben. In wochenlangen „Bohrarbeiten“ hat er sechs unterschiedliche Typen interviewt und sie sanft aus ihren Komfortzonen in jene Gebiete gelotst, wo das herkömmliche „Gockelgehabe“ abfällt und „die Hosen auch schon einmal runtergelassen werden“.

Das aus vielen Gesprächsstunden destillierte Stück „Die wunderbare Zerstörung des Mannes“ ist, wie Gruber sagt, „eine Analyse oder ein Psychogramm“ mit dem Anspruch auf Wahrhaftigkeit; moralische Warnsignale werden in jedem Fall nicht ausgesendet.

Sechs Männer stehen auf der Bühne, sie erzählen Geschichten aus ihrem Alltag, über die dominante Mutter, die

Dauer-Erektion im Schwimmbad, die Abneigung gegen „Blümchensex“, das Heldengefühl in einem Baumarkt und die Unsicherheit, ob man denn einer Frau überhaupt noch nachschauen dürfe. Sie lassen aber auch ihre Sehnsüchte und Schuld- wie Schamgefühle vom Stapel. Alles mit dem Echtheits-Zertifikat, weil tatsächlich von Protagonisten erlebt.

Diese Wanderungen durch männliche Identitäten sind durch einen gemeinsamen Nenner gekennzeichnet: Orientierungslosigkeit. Jeder von ihnen möchte ein idealer Mann sein, aber gleichzeitig weiß keiner von ihnen, so Martin Gruber, wie so ein idealer Mann eigentlich auszusehen hat. Und über allen schwebt die Frage: „Wo hört der Macho auf und wo fängt der Waschlappen an?“ Und natürlich, #MeToo-bedingt: „Was darf ich denn überhaupt noch?“

Im konservativ-populistischen Lager führt dieses Identitätsringen noch immer zu Häme und Spott. „Was ist das: Pinkelt im Sitzen, trinkt Biolimonade und hat keinen Sex?“, lautet eine Frage der „Bild“-Zeitung anlässlich des Weltmännertags 2017. Michael Witt, Autor der Kolumne „Mein Leben als Mann“ in der „Bild am Sonntag“, serviert auch gleich die Antwort: „Richtig, der moderne Mann. Alles, was uns einmal ausgemacht hat, liegt auf der Müllhalde der männlichen Attribute: körperliche Stärke, Risikobereitschaft, Leistungswille, Lust am Wettstreit. Würde alles in Selbsthilfekursen weggeatmet.“ Doch von der „Bild“-Zeitung gendersensiblen Weitblick zu verlangen, wäre natürlich total daneben.

Ich war jedoch ziemlich erstaunt, als Elisabeth Badinter, die Pariser Philosophin, Autorin und Feministin, bei einem Interview in der französischen Botschaft in Wien anlässlich ihrer Biografie über Maria-Theresia beim Thema „Mann in der Krise“ folgende Aussage machte: „Natürlich existiert diese Krise. Sie ist auch ein Resultat der harten Arbeit von Feministinnen, die Männern seit Jahrzehnten erzählen, was sie denn für Dreckskerle sind. Die Männer stehen unter ständiger Kritik und unter ständigem Druck, ihre Vormachtstellung haben

sie ohnehin längst verloren.“ Als mein Kollege Robert Treichler und ich 2017 dieses Gespräch führten, war Donald Trumps berühmter Lockerroom-Talk („You just have to grab them by the pussy“) bereits längst publik geworden. Aber abgesehen davon: Dass ausgerechnet eine Feministin, noch dazu eine weltbekannte, den Kampf um Gleichberechtigung als Entschuldigungsgrund für die Krisensituation des Mannes anführte, war dann doch befremdend.

„Maskuline Energie“

Diesen Job erledigen seit Jahren strenge Männerforscher wie der Schweizer Soziologe Walter Hollstein, Autor des Buches „Was vom Manne übrig blieb“, der klagt: „Männer orientieren sich nicht an dem, was sie im Tiefsten wollen, sondern an dem, was Frauen von ihnen möchten und als politisch korrekt gilt.“ Sie trauten sich noch immer nicht, „ihre ureigensten Bedürfnisse einzugestehen.“

Oder der Physiker Ralph Bönt, der in seinem Werk „Das entehrte Geschlecht“ den Mann als abgefrühstücktes Opfer der Emanzipation vorführt: „Der Mann wird immer öfter behandelt, als sei er wunderlich, blind, aufgebläht und entstellt. Es wird ihm die Rolle des Mindermenschen zugewiesen, und das Merkwürdige ist: Er nimmt das in der Regel gleichmütig hin.“

„Du bist das Opfer deines Ikea-Instinkts“, heißt es in David Finchers „Fight Club“ aus dem Jahr 1999, ein Film, der den aktuellen Zeitgeist nahezu prophetisch vorwegnahm: Der Protagonist (gespielt von Edward Norton) ist ein aus der Spur gekommener Loser, der an Schlaflosigkeit leidet und so isoliert ist, dass er sich in Selbsthilfegruppen schmuggelt, um Spurenelemente von Nähe zu erfahren. Er hasst sich dafür, abends alleine in einem Ikea-Katalog zu blättern und den Kauf von Einrichtungsgegenständen mit seltsamen Vornamen in Erwägung zu ziehen. Sein Leben bekommt Ego-Sprit, als er durch

einen geheimnisvollen Fremden Zutritt zu einer Geheimloge namens „Fight Club“ bekommt. Dort möbelt er sein angeschlagenes Selbstbewusstsein auf, indem er bis zum Umfallen auf Gleichgesinnte eindrischt und so auch seinen Ikea-Instinkt tötet. Und dadurch seine Männlichkeit und seinen Stolz wieder auf die Spur hievt.

Der US-Ehe- und Familientherapeut Robert Glover forderte in seiner Polemik in Buchform „Nie mehr Mr. Nice Guy“, die 2016 wochenlang auf der Bestsellerliste der „New York Times“ stand, dass Männer aufhören sollten, „liebvoll, verständnisvoll, bemüht und nachgiebig“ zu sein, denn solche Attribute würden direkt in die „Nettigkeitsfalle“ führen. Diese müsse der moderne Mann dringend wieder verlassen, um sein ramponiertes Selbstbewusstsein zu pimpen. Nur durch die Rückeroberung verloren gegangener Männlichkeit könne er sein Ego sowie sein Liebes- und Sexleben wieder stärken. Schließlich habe der Mann nur durch Ausübung seiner „maskulinen Energie“ seit dem Neandertal überlebt.

Der amerikanische Psychiater und Arzt Edward M. Stephens, der im Staat New York eine Akademie für „male studies“ gegründet hat, wo er Vorträge mit Titeln wie „Männer – eine Spezies in Gefahr“ oder „Der Vater-Instinkt“ hält, stößt in ein ähnliches Horn. Er und seine Anhänger fordern einen „promännlichen“ Forschungsansatz und eine radikale Abkehr von „diesem Psychogewäsch“, das nichts anderes als „ein Krieg gegen die ist, die ich richtige Männer nenne“. In seinem Blog schreibt er wenig erhellend: „Wenn du ein Mann bist, dann weißt du, was es heißt, ein Mann zu sein.“

Ein solcher Ordnungspfeff in Richtung Rückeroberung der Männlichkeit war in dieser Art schon einmal, vor fast 30 Jahren, erfolgt, als der US-Poetikprofessor Robert Bly die „Eisenhans“-Bewegung ins Leben rief. Grimms Märchen vom Eisenhans diente Bly als Parabel. Den Tiefen eines Zauberbrunnens entsteigt ein zotteliger Unhold, der Körper braun wie rostiges Metall. Dieser Eisenhans nimmt sich in Folge eines el-

ternlosen Königssohnes an, und nach allerlei Mutproben und sozialen Erniedrigungen (der Knabe muss an einem fremden Herrscherhof als Gärtnergehilfe dienen) ist der Eleve reif für große Taten.

Das Drama laut Bly sei, dass die armen amerikanischen Söhne ihre Väter inzwischen nur mehr als Männer erleben, die „im Wohnzimmer mit der Zeitung rascheln“. Solche Leisetreter, klagte er, „sind ganz sicher nicht im Begriff, Jerusalem zu erbauen“. Auf Wochenendseminaren und in Workshops in freier Natur spürte die aus Blys Ideologie entstandene „Wildman“-Bewegung den Wurzeln des Mannseins nach. Mit skurrilen Auswüchsen: Ausgebrannte Manager, Öko-Softies und Feminismus-Widersacher rotteten sich in der Wildnis zusammen, um nachts schreiend um Feuerstellen zu tanzen. Das Buch zur groß angelegten Rückholaktion verloren gegangenen Männlichkeitsbewusstseins, „Iron John“, so der Originaltitel (auf Deutsch „Eisenhans“), hielt sich 1990 39 Wochen lang an der Spitze der Bestsellerliste der „New York Times“, was der Beweis war, dass Bly mit seiner Analyse einen wunden Psychopunkt getroffen hatte.

Die Veranstaltungen des Männlichkeitsprofessors Stephens kommen ohne Feuertänze aus, sie finden vorrangig in nüchternen Seminarräumen statt. Aber was heißt es heute tatsächlich, ein von diesem „Psychogewäsch“ befreiter Mann zu sein, Professor Stephens? Rhythmisches Schwingen von Liane zu Liane unter exzessivem Brustgetrommel, Franchising von Fight Clubs, Mammon- anstelle von Mammut-Jagd, Konsum von blutigem Fleisch, mit der Delete-Taste auf Gefühle wie Empathie und Verständnis drücken?

Der zur Zeit mächtigste Mann der Welt signalisiert seiner First Barbie Melania immer wieder mit dem Kommandoton „You go and sit down“, dass es Zeit ist, die Bühne zu verlassen. Das noch größere Drama ist, dass sie ihm, wenn auch mit angewidertem Blick, auch noch gehorcht. Und alle Welt dabei erste Reihe fußfrei zusieht. *So sad*. Das ist keine maskuline

Energie, sondern einfach nur sauschlechtes Benehmen. Der an der kalifornischen Stanford University lehrende Anthropologe Robert Sapolsky, weltweit angesehener Spezialist für das Verhalten von Pavianen, ist überzeugt: Hätte sich ein Alpha-Pavian in der freien Wildbahn „so hemmungslos“ wie Donald Trump benommen, hätte sich längst eine Weibchen-Truppe gegen ihn aufgelehnt und ihn „hochkant rausgeschmissen“.

Glücklicherweise haben sich Millionen Frauen im Januar 2017 diese nicht sehr kleidsamen rosa Mützen gestrickt und sind weltweit auf die Straßen gegangen, um sich nicht nur gegen Trump, sondern auch gegen ein rückwärtsgewandtes Geschlechterverständnis und diese toxische Männlichkeit – so das so häufig in diesem Zusammenhang gebrauchte Schlagwort – aufzulehnen.

Die Wut der Underdogs

Doch es ist inzwischen tatsächlich schon langweilig, sich am Frauenbild Trumps abzarbeiten, über dessen Ungeheuerlichkeit sich sowieso alle einig sind. Die Entertainer-Legende Harald Schmidt erklärte, durchaus nachvollziehbar, in einem „profil“-Interview 2017: „Was auf unseren Gartenpartys zurzeit wahnsinnig anstrengend ist: Nach zehn Minuten kommt der erste mit Aperol Spritz in der Hand und erklärt einem, was Trump für ein Trottel ist. Was geht in diesen Leuten vor? Glauben sie, dass man ihnen zu ihrer brillanten Analysefähigkeit gratuliert? Blitzscharfes Gehirn! Das verleidet einem derzeit ein bisschen die Grillfeste.“

Interessanter und wahrscheinlich auch produktiver ist der Versuch, jene zu verstehen, die Trump und seine europäischen Ideologie-Kumpels überhaupt ermöglichen. Und die sich damit auch ein Zipfelchen ihrer verloren gegangenen „maskulinen Energie“ zurückerobern wollen.

Klar sind die klassischen Trump-Fans in den USA vor allem

jene Klischee-Typen, die wie dem Schwarzbuch des Linksliberalismus entsprungen scheinen. Solche, die T-Shirts tragen, auf die Sprüche gedruckt sind wie „Wage nicht, mir die Waffe wegzunehmen“ und „NRA (Anm.: National Rifle Association) – wir verteidigen Amerika“. Solche, die im „Redneck Mud Park“ in Florida die Sau rauslassen und mit Buggies, Monstertrucks und Quads, die mit Trump-Fahnen geschmückt sind, johlend durch Schlammlöcher rasen, immer ein paar Bikinigirls an ihrer Seite und eine Kiste Bier dabei. Der Betreiber dieser Primitiv-Sause Danny Kelly kennt seine Klientel: „Wer herkommt, ehrt, was Amerika groß gemacht hat. Wer hier ist, redet nicht über #MeToo und gleichgeschlechtliche Ehe.“

Frauenverachtung, Fusel und Hass auf alles Fremde und Fremdartige dienen als Treibstoff solcher Truppen und zementieren das Zusammengehörigkeitsgefühl. Und die Frauen dieser Männer ticken genauso und leben diese Art von Brauchtum und all die damit verbundene Rückschrittlichkeit fröhlich mit. Wir haben es sattsam analysiert bekommen: 53 Prozent aller wählenden weißen US-Frauen haben Trump ermöglicht – und 62 Prozent von denen haben keinen College-Abschluss.

Die Rechtspopulisten der westlichen Welt waren klug, als sie europaweit die Underdogs und Unterprivilegierten, die ohne ideologischen Hafen durch ihre Existenz schipperten, an die Brust nahmen. Diese Wählerherde war mehr als abholbereit, weil sie die Nase voll hatte vom Minderheiten-Kuschelkurs der Mitte-Parteien und deren Überheblichkeit und Ignoranz, was ihre Ängste und Sorgen betrifft.

Wie sieht das Grundgefühl solcher wütenden Underdogs aus? „Es sind Männer, die das Gefühl haben, dass sie gelinkt werden, die sich von dem Land, das sie lieben, verraten fühlen, weggeworfen wie Müll am Rand der Datenautobahn“, schrieb der New Yorker Universitätsprofessor für Soziologie und Geschlechterforschung Michael Kimmel 2013 in seiner Analyse „Angry White Men“. Eine multikulturelle Gesellschaft empfinde diese Spezies der weißen Zornigen, die Kimmel in kulinarischen

sche Metaphorik verpackt, als echte Bedrohung: „In dem großen, neuen, multikulturellen Mosaik sind sie der langweilige weiße Hintergrund, für den sich keiner interessiert, das billige Weißbrot aus dem Supermarkt in einer Kultur mit Bagels, Tortillas, Wan Tan und biologischem Vollkorn-Teegebäck.“

„Heimat ist wie eine Droge“

Doch die gängigen Attribute wie „männlich, primitiv, ungebildet und orientierungslos“ greifen längst nicht mehr als einziges Erklärungsmodell für die neue politische Affinität zum starken Mann, der radikal durchzugreifen imstande ist. Oder es zumindest vorgibt. Die Ursachenforscher müssen sich da heute schon mehr anstrengen.

Der deutsche Soziologie-Professor Andreas Zick, der an der Universität Bielefeld forscht, gilt als Experte für Rechtsextremismus, Populismus und die Wählermotive, die diesen in Europa groß gemacht haben. Knapp nach dem Wahlsieg des ÖVP-Helden Sebastian Kurz erklärte er mir in einem Telefon-Interview: „Jetzt wird Kurz ja wie ein neuer Messias gefeiert, der Messias, der aus der Krise führen wird – wobei seine Stärke ja nur behauptet wird und noch nie überprüft wurde. Wie Deutschland ist ja Österreich ein zutiefst zerrissenes und gespaltenes Land – mit vielen neuen politischen Milieus, die der Populismus mit seinen einfachen Antworten viel besser binden kann als die alte Zivilgesellschaft. Die Klammer für diese Entwicklungen ist ein neuer Chauvinismus.“

Die einst klassisch abzugrenzenden Milieus sind spätestens seit 2015 und der Flüchtlingswelle in Europa nicht mehr verlässlich. Selbst das deutsche Sinus-Institut, das mit seiner Milieu-Kartografie den Standard in der Forschung festgelegt hatte, vermittelt Ratlosigkeit.

Mit der Farbkarte, auf der sich in Österreich neuerdings Rot, Türkis, Blau und Pink finden, ist dieser Gesellschaft nicht

mehr beizukommen. Viel zu viele Widersprüche, viel zu viele Ängste, viel zu viel Wut, viel zu viel Politikfrust.

Alles ist in Bewegung, die ideologische Mischmaschine ist am Rotieren. Und diese Bewegung kreiert eben seltsame neue Mischwähler wie den radikalisierten Konservativen, Musikverein-Abonnent, Freund guter Rotweine, der die AfD oder FPÖ plötzlich gar nicht mehr so vulgär findet wie noch vor ein paar Jahren. Wie die Wählerstromanalysen zeigten, war ja der dominierende AfD-Wählertypus kein abgehängter Underdog, sondern der etablierte Mittelschichtmann. Einer, der sich, wie das der Philosoph Richard David Precht in einem „stern“-Interview beschrieb, eine Stimmung „wie in den alten Heinz-Erhardt-Filmen“ zurückwünscht: „Da, wo alles so dick und gemütlich und wundersam unschuldig war. Ein behaglich schmunzelndes Wohlfühl-Land, zehn Jahre nach dem Holocaust. Das ist der emotionale Kern dieser Retropie.“

Und dann ist da natürlich der populistisch aufgeheizte Ex-Rote, der alle in Anspruch genommenen Sozialleistungen (Gemeindewohnung, Frühpensionierung) zugunsten seines neuen liebsten und einfachsten Feindbildes, des Flüchtlings, ausblendet. Weiters haben wir da noch den ausländerfeindlichen Second-Generation-Migranten, der in schlechtem Deutsch findet, dass die Flüchtlinge alle erst einmal *eine g'scheite Deutsch* lernen sollen. Und den ideologiefreien Wut-Youngster, der aus purem Protest ins rechte Lager schwenkt und ansonsten im Leben vor allem *keinen Plan und so* hat.

Nicht zu unterschätzen ist die kleine, aber stetig expandierende Gruppe der Hipster-Rechten, die einen relativ neuen Typus im soziologischen Spektrum darstellen. Dieser Typus bereichert die Frisuren-Palette mit einer streng geschorenen Kurzhaarfrisur in Kombination mit einem verwegenen Seitenscheitel, die an Hitlerjugend-Anführer erinnert. Diese Jungmänner vibrieren „im Volksrausch“, wie das ein Identitärer im Berliner „Tagesspiegel“ bezeichnete, und betrachten Heimat als Kampfauftrag. Die Slogans, die die Identitären und

ihre Epigonen klopfen, lauten: „Wir sind keine Nazis, wir sind Patrioten“, „Den Kampf gegen den großen Austausch führen“ oder „Zurück zu unseren Wurzeln“. Sie begreifen Ideologie als Abenteuerspielplatz („Heimat ist wie eine Droge“) und bedienen sich obsessiv der digitalen Kommunikationsmöglichkeiten, um via Twitter und Facebook einen alten Kulturkampf zu führen. Oder sie frönen einem eigenartigen Aktionismus, wie etwa mit Seilen auf ehrwürdige Institutionen wie das Wiener Burgtheater zu klettern.

Im Gegensatz zu Neonazis herkömmlicher Machart legen diese Typen durchaus Wert auf Styling – sie tragen gerne Fred-Perry-Shirts, Hoodies, Nerd-Brillen und eben das Haar streng kurz, ihre Musikidole sind Andreas Gabalier, Helene Fischer oder das Duo Seiler & Speer.

Ach ja, und die traditionellen Neonazis gibt es auch noch. Meine „profil“-Kollegin Christa Zöchling ist eine ausgewiesene Spezialistin für den bedrückenden Mikrokosmos der Burschenschaften, „die nicht ganz die Hälfte der freiheitlichen Abgeordneten“ in Österreichs aktueller türkis-blauer Regierung stellen. In einem Essay über das Weltbild der Burschenschafter zitiert sie Textauszüge der als besonders rechtsextrem geltenden „Olympia“, deren Website inzwischen für Außenstehende gesperrt ist. Dort wurde für ein geselliges Beisammensein mit den Worten geworben: „Bist du häßlich, fett, krank oder fremd im Land [...] oder hast du eine Freundin mit, die weder schön noch still ist, dann bleib lieber zu Hause.“ Das Argument: „Angesichts der grassierenden Gleichmacherei gehe doch der Eros zwischen den Geschlechtern flöten, darauf dürfe man doch noch humorig hinweisen.“

Die Frauen der FPÖ stünden, so Zöchling, den Männern genderideologisch um nichts nach. Die einzige FPÖ-Frau im Team der Koalitionsverhandlungen war Anneliese Kitzmüller, heute Dritte Präsidentin im Österreichischen Nationalrat. Sie bedeutet insofern keine Gefahr für ihre Parteikollegen, als sie am „Internationalen Frauentag“ dazu aufrief, „die Bedeutung

der Frau als Fundament der Familie wieder zu würdigen“. Kitzmüller, Mitglied in sogenannten Mädelschaften zu Wien und Linz, ist auch gegen Väterkarenz, weil „echte Männer“ ohnehin nicht zu Hause bleiben wollen.

„Ich kann schießen“, erklärte der Obmann der rechtspopulistischen FPÖ und amtierende österreichische Vizekanzler H. C. Strache auf die „profil“-Frage, ob er eine Waffe trage. Solche martialischen Accessoires sind offensichtlich inzwischen nicht nur in den USA salonfähige Männlichkeits-Attribute. Vor ein paar Jahren hätten sich die Spin-Doktoren jedes Politikers die Haare büschelweise ausgerissen, hätte ihr Klient solche Sprüche vor der Presse geklopft. Jetzt verhalten sie unkommentiert. Die Gesellschaft hat sich an die Reanimation eines lange unbemerkt vor sich hin dämmernden Machismus inzwischen gewöhnt.

Auch der australische Regisseur Simon Stone, der sich Anfang 2018 anhand von August-Strindberg-Texten in die von einem neuen Machismus geprägte Gegenwart einarbeitete, sieht die Aufhebung der Grenzen zwischen Politischem und Privatem. In einem Interview, das er mit meiner Kollegin Karin Cerny während der Probenarbeit am „Hotel Strindberg“ führte, eine Produktion, die am Theater Basel und dem Burgtheater gezeigt wurde, sagte er: „Der Aufstieg der Rechten und der konservativen Populisten, den wir gerade beobachten, hat meiner Meinung nach viel mit Genderfragen zu tun. Es gibt zahlreiche ältere Männer, die sich eingeschüchtert fühlen, die glauben, ihnen werde durch den Feminismus die Kontrolle über ihr Leben genommen. Sie sehen diese modernen starken Frauen und die ganzen sanften jungen Männer und sind völlig irritiert. Und deswegen wollen sie in ihre vergangene Welt zurückkehren. Das hat viel mit Misogynie und Chauvinismus zu tun.“

Ohnmacht und Kontrollverlust

All diese alten und neu vermischten Typen sind, trotz ihrer Unterschiedlichkeit, durch ein Gefühl geeint: Abstiegsangst. Und diese Form der Angst ist vorrangig ein männliches Gefühl, nicht umsonst läuft die Wirtschaftskrise in den USA auch unter der Bezeichnung „Hecession“, ein Begriffs-Hybrid aus He und Recession.

„Der Populismus“, so der Soziologe Andreas Zick, „operiert sehr stark mit diesem Gefühl der Ohnmacht.“ Ohnmacht, das Gefühl, an der Wand zu stehen und die Kontrolle über die Selbstbestimmung zu verlieren, macht sich nicht nur unter den rechten Desperados breit, sondern unter Männern quer durch alle Schichten, Altersgruppen und Ideologien.

Der deutsche Modeschöpfer und Schriftsteller Wolfgang Joop lieferte mir schon im Jahr 2003 eine aus heutiger Sicht prophetische Analyse des ramponierten Mittelschicht-Mannes: „Natürlich ist der Mann heute eine traurige Figur. Er baut auf nichts mehr auf, hat nur noch einen Computerschirm vor sich, wird von einem Chef, der in einer anderen Etage sitzt, unter Druck gehalten, und zu Hause von einer emanzipierten Frau gedemütigt. Ein durch und durch tristes Dasein, in dem er sich häufig Ventile für schäbige Perversionen sucht.“

In einem Interview mit dem „stern“ beschreibt die Hamburger Sexualtherapeutin Katrin Hinrichs die Leiden der 45-plus-Männer in ihrem therapeutischen Alltag so: „Die sind wie Schiffe im Nebel, die sich verloren haben. Der Klassiker sieht dann so aus: Die Frauen verlieren die Lust am Sex, weil sie mit ihren Partnern keine echte Intimität entwickelt haben. Und die Männer wollen mehr Sex und haben keine Ahnung, dass sie sich eigentlich genauso nach tiefer Nähe und echter Intimität sehnen.“ Hinrichs bezieht sich mit dieser Metapher auf das Verhältnis zwischen Männern und Frauen; tatsächlich passt sie aber genauso auf die Suche nach einem neuen Selbstverständnis: Männer verhalten sich bei der Suche nach ihrer Identität wie „Schiffe im Nebel“.

Die Fernsehreihe „Tatort“ ist eines der längstdienenden Formate im deutschsprachigen Raum und, so sind sich alle Feuilletonisten einig, ein verlässliches Abbild gesellschaftlicher Realität. Kaum einer unter den über 20 ermittelnden Kommissaren verfügt über ein intaktes Familienleben und eine empathische Gattin, die abends verständnisvoll die Frage stellt: „Liebling, wie war deine Leiche?“ Nahezu alle Ermittler schaukeln nach dem mühseligen Abklappern der üblichen Verdächtigen, inklusive der üblichen Fragen („Wo waren Sie gestern zwischen 20 und 4 Uhr?“ oder „Hatte er/sie Feinde?“), abends allein in ihren trostlosen Wohnungen auf der Couch Fertiggerichte aus mikrowellenfesten Plastikschüsseln in sich hinein, die sie mit Bier umspülen. Ab und an verlieben sie sich kurzfristig in die Hauptverdächtige, driften angesichts der daraus entstehenden Berufsturbulenzen dann aber sofort wieder in den sicheren Hafen ihrer Beziehungsunfähigkeit. Die Kommissare von München, Münster, Wien oder Köln sind oft geschieden, einsam, ausgebrannt vom Job und Melancholiker, die die Hoffnung, dass sich irgendetwas in ihrem Leben noch ändern könnte, längst aufgegeben haben. Den doch stetig zuwachsenden Kommissarinnen geht es nicht viel besser: Schwarze Lederjacke, verwaiste Wohnung, Scheiß-Liebesleben.

Emotionale Vergletscherung

Um noch einmal Michael Kimmels zuvor erwähnte Lebensmittelmetaphorik für Männer zu strapazieren: Auch das biologische Vollkorn-Teegebäck hat so seine Probleme – spricht der gebildete, feministisch sozialisierte, halbwegs gut ausgebildete Mann. Besonders der in die Jahre kommende Vollkorn-Teegebäck-Mann, der aus Bequemlichkeit oder Narzissmus die Zeichen der Zeit negierte und mit 50 plus entsprechend deprimiert seine besten Jahre von der falschen Seite ansieht, liegt seit den 2010er-Jahren kontinuierlich unter dem Mikroskop der Literaten.

Tatsächlich haben Schriftsteller wie Philip Roth und John Updike schon in den 1970ern wertvolle Vorarbeit für die Koordinatenvermessung so gepolter männlicher Lebensmitte-Krisen geleistet.

„Er hatte die schlimmste Lektion gelernt, die das Leben auf Lager hat – nämlich, dass es keinen Sinn macht“, lässt Mr. Roth einen seiner kaputten Helden in „Amerikanisches Idyll“ in die Knie gehen.

Die im Juni 2018 verstorbene Kinderbuchautorin Christine Nöstlinger ließ die sich abzeichnende Krise bereits 1972 in ihrem Klassiker „Wir pfeifen auf den Gurkenkönig“ anklingen. Das Erzählkind erklärt dort gleich am Anfang: „Papa ist 40 und Abteilungsleiter in einer Autoversicherung. Aber nur ein kleiner Abteilungsleiter. Mama sagt, dass er in dieser Firma höchstens drei Leute anschreien darf.“

Das erfolgreichste Sprachrohr gekränkter Männlichkeit ist der Norweger Karl Ove Knausgård, der sein Leiden, Suchen und Sehnen in einem autobiografischen Werk, einem monumentalen Klagelied in sechs Bänden mit insgesamt 5000 Seiten, aufgetürmt hat. Er leidet darunter, dass er nicht mehr Mann genug ist, seine im Badezimmer eingeschlossene Frau mit einem Tritt durch die Tür befreien zu können, und ein „Mann mit Muskeln“ diesen Job für ihn erledigt. Er langweilt sich endlos auf Kindergeburtstagen, auf denen ein Mann seiner Ansicht nach nichts verloren hat, nur traut sich das keiner zu sagen. (Anmerkung: Kein genderspezifisches Problem, Kindergeburtstage können die Hölle sein. Auch für Frauen.) Eigentlich möchte er mit der Leiterin der Krabbelgruppe schlafen, aber fühlt sich dafür dann doch „zu entmannt“.

In einem Interview mit dem Online-Magazin „The Literary Hub“ erklärte Knausgård: „Ich versuchte über männliche Werte zu schreiben – ich wurde in Skandinavien heftig kritisiert. Männliche Werte werden in unseren Breiten sofort mit Sexismus gleichgesetzt. Ich fühlte mich feminisiert, als ich einen Kinderwagen schob. Auch über dieses Gefühl wollte ich schrei-

ben. Es sind die banalen, kleinen Details, die viel über das große Ganze erzählen – wie bei Proust, der meine Kathedrale ist.“

Karl Ove Knausgård landete mit jedem der sechs Bände seines „autobiografischen Projekts“ auf den Bestsellerlisten (auch im deutschsprachigen Raum). Männer unternehmen nahezu Pilgerfahrten zu seinen Lesungen, die inzwischen Popkonzert-Charakter haben. Das zeugt davon, wie groß das Bedürfnis der Männer nach Artikulation ihrer Schmerzen ist. Da sie selbst noch immer große Hemmungen besitzen, diese Schmerzen auszudrücken, haben sie offensichtlich in Knausgård einen verbalen Stuntman dafür gefunden.

„Durch ihre gefühlsfeindliche Sozialisation ist Männern der Zugang zu ihren Gefühlen sowieso erschwert“, so der seit nahezu 20 Jahren ausschließlich auf männliche Klienten konzentrierte deutsche Psychotherapeut und Autor („Männer. Erfindet. Euch. Neu“) Björn Sufke: „Sie glauben gar nicht, wie oft mir in meiner Praxis Männer um die 50 nach einem Erstgespräch den Satz sagen: ‚Darüber habe ich noch nie mit jemandem geredet.‘ Und ich rede nicht von psychisch gestörten Männern. Manche von denen sind sogar auch noch seit über 30 Jahren verheiratet.“

Für mich war in diesem Gespräch mit Sufke überraschend, dass die Unfähigkeit, sich und seine Probleme und Ängste zu artikulieren, nicht vorrangig ein Problem bildungsschwacher Männer ist. Im Gegenteil, wie Sufke tagtäglich in seiner Praxis erlebt: „Akademiker leiden meiner Meinung nach besonders an der unserer Sozialisation innewohnenden Tendenz, alleine klarkommen zu müssen.“

„Was ein Mann ist“, lautet der Titel eines Episodenromans des britischen Autors David Szalay aus dem Jahr 2018, der vom „Guardian“ abwärts von den Kritikern als *die* literarische Aufarbeitung männlicher Schwächen gefeiert wurde. Initialzündung war für Szalay die immer häufigere Beobachtung, dass „Männer sich noch immer stark über ihren beruflichen und sexuellen Erfolg definieren. Und je älter sie werden, desto schwieriger

wird das.“ Diese Schwierigkeit habe „Großspurigkeit, innere Leere, Verwundbarkeit und Lächerlichkeit“ zur Konsequenz.

Eine wunderbare Skizze eines solch lächerlichen Verwundeten liefert die französische Autorin Yasmina Reza mit der Figur des Robert Toscano in ihrem Kurzgeschichtenband „Glücklich die Glücklichen“. Toscano befindet sich gerade in der Hölle eines ehelichen Gemeinschaftseinkaufs in einem Supermarkt. Unterschiedliche Auffassungen über den Erwerb von Käsesorten und der Einwand, dass er dringend nach Hause müsse, um einen Artikel über den Goldpreis zu vervollständigen, lösen zwischen ihm und seiner Frau Odile einen Krieg aus: „Mit heruntergezogenen Mundwinkeln verhärtet sie sich, damit ich die Belanglosigkeit des Themas ermessen kann und, was noch schwerer wiegt, die Belanglosigkeit meiner Arbeit, meiner Bemühungen im Allgemeinen, als könnte man nichts mehr von mir erwarten, nicht einmal ein Bewusstsein für meinen eigenen Mangel an Ehrgeiz. Frauen nutzen alles, um dich runterzumachen, sie rufen dir liebend gern in Erinnerung, was für eine Enttäuschung du bist.“

Die deprimierendsten Beispiele ramponierten Mannseins liefert verlässlich der französische Schriftsteller Michel Houellebecq. Er läßt in seinen Romanen „Elementarteilchen“, „Karte und Gebiet“ und zuletzt „Unterwerfung“ zu ausgedehnten Spaziergängen durch das Karstland moderner Männlichkeit. Seine Protagonisten sind zerzauste Zyniker, die ihre Einsamkeit mit Binge-Konsum von Pornos und Escort-„Schlampen“ aus dem Internet zu betäuben suchen.

Der Anti-Held seines jüngsten Romans „Unterwerfung“ lebt in der sozialen Isolation, gelegentliche sexuelle Abenteuer mit meist jüngeren Frauen verpuffen im Nebel der Bedeutungslosigkeit: „Wenn ich den Beziehungen mit diesen jungen Mädchen ein Ende setzte, so geschah dies eher in Folge von Mutlosigkeit und Ermattung: Ich fühlte mich nicht mehr in der Lage, eine Liebesbeziehung zu gestalten, und hoffte, jede Art von Enttäuschung und Desillusionierung vermeiden zu können.“

Der österreichische Filmmacher Michael Haneke bezeichnete diesen Zustand in einem „Zeit“-Interview als „emotionale Vergletscherung“.

Die französische Punkerin, Filmmacherin, Ex-Putzfrau, Ex-Prostituierte und Schriftstellerin Virginie Despentes hat mit ihrem Abstiegs-Roman „Das Leben des Vernon Subutex“ dieser Gefühlspalette aus der Perspektive eines Mannes ein literarisches Denkmal gesetzt. Ihr Pariser Verlierer Vernon, der sich mit Scheuklappen gegen die neue Härte des „Vulgärkapitalismus“ zu schützen versucht hatte, indem er sie einfach ausblendete, muss seinen Plattenladen zusperren und landet am Ende des Buches auf der Straße – als Clochard. 75 Prozent aller Obdachlosen in Deutschland sind übrigens Männer.

Kurzer Szenenwechsel in das wahre Leben: Die „Gruft“ ist eine Caritas-Einrichtung für Obdachlose im Wiener Gemeindebezirk Mariahilf im Keller der Barnabiten-Kirche. Wenn es Abend wird, verwandelt sich der Aufenthaltsraum in einen Schlafsaal. Die Tische werden aufeinandergestellt, dicke Gummimatten aufgelegt. 120 Männer und Frauen nächtigen, dicht nebeneinander, in diesem Zufluchtsort, der als Notschlafstelle dient. Tagsüber gibt's dreimal täglich warmes Essen, alte Illustrierte zur Lektüre und die Möglichkeit, sich und die oft einzigen Kleider zu waschen. Das Geschlechterverhältnis der „Gruft“-Schläfer spiegelt das Mann-Frau-Gefälle unter den Obdachlosen in Österreich. „Es handelt sich um ein Verhältnis von vier Männern zu einer Frau“, so Martina Pint, die die Institution damals managte, „wobei viele Frauen versteckt obdachlos sind. Sie prostituieren sich, um bei einem Mann temporär Unterkunft zu finden.“

Trennung oder Scheidung ist für das Gros der Männer das häufigste Ticket in die Abwärtsspirale. Despentes' Romanheld Vernon ist Single aufgrund von mit fortschreitenden Jahren wachsender Beziehungsunfähigkeit und ein entsorgter Leistungsschwächling, der unter die Räder der digitalisierten Konsumgesellschaft gekommen ist. Er agiert so, wie es viele

Männer in Krisen tun: „Im Angesicht der Katastrophe hält sich Vernon an einem Grundsatz fest: So tun, als ob nichts wäre. Er hat zugesehen, wie alles den Bach runterging, erst war es wie in Zeitlupe, dann legte der Absturz an Tempo zu.“ Eine der Konsequenzen dieser sozialen Schlittenfahrt: „Jetzt vögelt Vernon weniger als ein Ehemann.“ Die wenigen Frauen, die er noch als Couchsurfer an Land ziehen kann, behandelt er noch immer schlecht: „... wie alle Männer mit einem schwachen Selbstbewusstsein“.

Desportes ging es in ihrem Roman nicht darum, der Welt etwas über den Zustand der Männer zu erzählen oder „Rache an ihnen zu nehmen“, sie wollte ein Gesicht zu einem Zustand erfinden, den sie in Frankreich seit 2008, dem weltweiten Crash-Jahr, tagtäglich erlebt: „Wir befinden uns in einer kollektiven Depression.“ In unserem Telefongespräch hatte Desportes auf die Frage nach ihren Erfahrungen als Prostituierte geantwortet: „Ich wurde als Prostituierte immer gut behandelt. Männer sind tatsächlich viel sensibler und verletzlicher, als man annehmen möchte und sie selbst zuzugeben bereit sind. Sie haben eine durchaus weibliche Seite.“

Diese weibliche Seite darf jedoch in den seltensten Fällen zum Klingeln kommen. Da müssen wir, vor allem meine Generation, uns auch selbst an der Nase nehmen. Wir waren noch nicht reif für diese Art Mann. Wir Deppen dachten noch, dass es total männlich ist, wenn einer nicht zurückruft. Bei den sanfteren Männern kamen uns dann recht schnell Begriffe wie „Lulu“ oder „Weichei“ über die Lippen.

Nostra culpa, nostra maxima culpa!

Zwitter-Prinzen und androgyne Cyborgs

Wenn wir der Mode einen Vorreiter-Status und seismografische Sensorfähigkeiten für gesellschaftliche Entwicklungen in der fernen Zukunft attestieren, dann werden die Koordinaten

männlich und weiblich in ein paar Jahrzehnten abgeschafft sein – zugunsten eines Geschlechts – des Menschen. Denn viele, meist homosexuelle Couturiers eliminieren neuerdings jegliche Form von maskuliner Energie auf ihren Catwalks und betreiben insofern Geschlechtsumwandlung, als dass extrem feminine Männer-Models extrem feminine Outfits vorführen. Angesichts dieser Roben lebt die Erinnerung an die Männermode im höfischen Leben der Renaissance und des Rokoko wieder auf, den Hochblüteperioden dessen, was in den 1990er-Jahren unter dem Begriff Metrosexualität seinen Niederschlag fand. Jean Paul Gaultier hatte 2009 die dafür noch nicht bereite Modewelt mit dem Männerrock bereichert: „Es ist ein Kleidungsstück, das auch Freiheit bedeutet. Aber die Einkäufer haben das damals noch nicht verstanden.“

Die „Kultur des Ornaments“ nannte Susan Faludi diesen Stil männlicher Selbstinszenierung. Der Glamour-Fotograf Mario Testino sieht in dieser Entwicklung nichts Neues: „Diese subtile Widerspenstigkeit gegenüber gesellschaftlichen Normen macht sich in der Männermode schon lange bemerkbar. Denken Sie nur an die Schneider der Londoner Savile Row, die ihre Anzüge stets mit einem Schuss Farbe säumten.“

Fashion-Redakteure haben sich inzwischen daran gewöhnt, dass Männermodels neuerdings wie Zwitter-Prinzen aus einem bizarren Märchenland oder wie androgyne Cyborgs aussehen. Egal ob bei Raf Simons, Balenciaga, Gucci, dem Londoner Charles Jeffrey oder dem Spanier Palomo Spain – Männlichkeit in der althergebrachten Variante scheint zurzeit völlig aus der Mode gekommen zu sein. Das „gender bending“, wie es die Modewelt nennt, sprich die Aufhebung aller Grenzen von Geschlechterkonformität, wird gegenwärtig bis zum Anschlag ausgereizt. Wer in diesen höchst theatralischen Outfits im Alltag spazieren gehen soll, ist unklar. Doch pragmatische Fragen dieser Art sind in der Modewelt ohnehin unangebracht. Denn, um „Vogue“-Chefkritikerin Suzy Menkes zu zitieren: „Mode ist doch nichts anderes als der Luxus der Anarchie.“ Palomo